

Afrikanische Probleme

Autor(en): **Meir, Golda**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Rote Revue : sozialistische Monatsschrift**

Band (Jahr): **39 (1960)**

Heft 11-12

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-337213>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Hilfe bringen oder für irgendeine Ideologie oder für Absatzmärkte oder eine Religion werben wollen. Was sie aber wollen, ist Hilfe zu ihrer Selbstbefreiung und Selbstwerdung; nur auf dieser Basis kann echte Partnerschaft entstehen.

Die beiden Referate, die von Asoka Mehta (Indien) und Frau Golda Meir (Israel) im Rat der Sozialistischen Internationale in Haifa im Frühling 1960 gehalten wurden, sind so wertvoll, daß wir sie in extenso übersetzten, mit ganz wenigen kleinen Auslassungen.

Und wiederum ist zu betonen: Es handelt sich nicht einfach um eine Diskussion. Es handelt sich um ein praktisches Tun. Wir reden in der Sozialistischen Internationale und in den internationalen Gewerkschaftskreisen seit einigen Jahren von diesen Problemen, aber wir sind noch zu keiner *wesentlichen* Aktion gelangt. Man lese noch einmal aufmerksam, was Golda Meir, die kluge, keineswegs sentimentale Außenministerin Israels, zum Zeitfaktor sagt.

Dabei hat es nicht die Meinung, daß nun Partei und Gewerkschaften aufgerufen seien, eigene größere oder kleinere Aktionen durchzuführen, sondern sich kräftig den bestehenden Organisationen ihrer Länder anzuschließen, oder wo solche nicht bestehen, sie anzuregen, damit eine spürbare, in die Tiefe und in die Breite wirkende Aktion zustande kommen kann, anstatt einer Reihe kleiner, mit ungenügenden Mitteln unternommener Aktiönchen ohne Nutzeffekt für das betreffende Land.

Es wäre wünschenswert, wenn die «Rote Revue» zum Forum einer sachlichen, ernsthaften Diskussion mit dem Ziel einer praktischen Tätigkeit aus den Kreisen vor allem der Partei, aber auch der Gewerkschaften würde. Die Aufgabe ist so immens und so vielseitig, daß für die verschiedensten Hilfsmöglichkeiten Raum bleibt.

Die jungen Völker warten auf diese Hilfe. Wir dürfen sie in unserem eigenen Interesse nicht umsonst warten lassen.

R. K.-F.

GOLDA MEIR

Afrikanische Probleme

(Vortrag, gehalten an der Konferenz des Rates der Sozialistischen Internationale, vom 27. bis 29. April 1960, übersetzt von R. Kägi-Fuchsmann)

In der Geschichte des internationalen Sozialismus sind wir noch nie solchen Problemen gegenübergestellt worden wie heute, wo unsere asiatischen, afrikanischen oder lateinamerikanischen Freunde ihre Bitten an uns richten. Ich glaube nicht, daß wir heute dazu aufgerufen sind, die sozialistischen

Bewegungen dieser Kontinente in einem ideologischen Kampf zwischen dem «Rechten Flügel» und der «Kommunistischen Bewegung» zu führen, ich meine einen Kampf, der mit Worten, Vorträgen und Schriften ausgefochten wird. Schließlich heißt Sozialismus nicht, und hat auch nie geheißen, in einem Wortstreit obzuziegen. Sozialismus bedeutet: bei der Bildung einer neuen Gesellschaft mitzuhelfen. Gegenwärtig stehen wir dieser Aufgabe in Ländern und unter Völkern und Umständen gegenüber, die uns als europäischen Sozialisten fremd waren. Entweder wissen wir, wie man diesen Gebieten in Asien, Afrika und Lateinamerika wirklichen praktischen Sozialismus bringt, oder wir bleiben eine vornehme, hochmoralische philosophische Bewegung, die keine Beziehung zu den praktischen Problemen unserer Zeit hat.

Wenn die sozialistische Bewegung heute in Afrika eindringt, so glaube ich nicht, daß es den Sinn haben kann oder haben soll, organisatorisch über gewisse Teile der afrikanischen Bevölkerung zu «siegen». Viel eher müssen wir versuchen, ein Beispiel der höchsten Dienstleistung für diese Völker zu liefern. Wir müssen zeigen, daß für uns internationale Brüderlichkeit und Gleichheit für alle Völker nicht einfach Schlagworte sind.

Welches sind die Grundprobleme, denen die Völker Afrikas gegenüberstehen? Nach meiner eigenen, recht beschränkten Erfahrung besteht das größte Problem darin, daß diese Völker die Unabhängigkeit erhalten in einem Moment, wo sie noch nicht völlig darauf vorbereitet sind, die Verantwortung zu übernehmen und selber das Staatswesen zu führen. Ich kann den inneren Kampf dieser Menschen beim Heranrücken des großen Tages der Unabhängigkeit verstehen: die Freude darüber, daß die früheren Besetzer des Landes es verlassen, ist vermischt mit der Befürchtung, was wohl geschehen wird, *wenn* sie das Land verlassen haben werden.

Darf ich etwas aus meiner eigenen Erfahrung erzählen? Ich erinnere mich des Tages im Jahre 1947, als mich der damalige Hochkommissär, nach Beschlüssen der UNO über Palästina, zu sich kommen ließ und erklärte: «Ich wünsche, daß Sie ganz im klaren sind: wir gehen.» Viele Probleme waren für uns zu lösen; aber ich muß sagen, diese Mitteilung erweckte keine Angst in unseren Herzen. Wir fühlten, daß wir unser Land irgendwie nach unserer eigenen Weise und unabhängig von andern würden verwalten können, auch wenn uns klar war, daß wir Hilfe, finanzielle und technische Hilfe, von andern Ländern nötig haben würden. Die afrikanischen Völker empfinden diese Angst, und das ist ganz klar. Sie wurden nicht auf diesen Tag vorbereitet. Ich werde mich nicht über die Gründe äußern, *warum* sie nicht vorbereitet waren, aber ich will einige typische Beispiele geben, um deutlich zu machen, was ich meine. Ich traf Leute aus einem afrikanischen Land, das in den nächsten drei bis vier Monaten seine Unabhängigkeit erhalten wird, die

mir erzählten, daß es nicht einen einzigen Arzt oder Ingenieur oder Architekten oder Chemiker unter ihren Landsleuten gebe und so gut wie keine Lehrer. Ich habe ein Land besucht, das seine Unabhängigkeit bereits erreicht hat und fand, daß alle leitenden Persönlichkeiten in den verschiedenen Ministerien, wie Polizeichefs, der Oberbefehlshaber der Armee, und viele andere in führender Stellung, nicht Einheimische waren, sondern Leute aus der früheren Administration, die man gebeten hatte zu bleiben. Das Volk ist dankbar für die Hilfe, welche ihm von diesen Ausländern gewährt wird. Aber ich glaube, es ist ganz natürlich, daß ein gewisses Unbehagen zurückbleibt, daß man trotz der gewonnenen Unabhängigkeit noch von diesen Menschen abhängig bleibt.

Während wir als Sozialisten uns bemühen, die Aufmerksamkeit und die Energie dieser Völker auf die Zukunft zu konzentrieren, gibt es andere Kräfte, die daran arbeiten, sie in der Vergangenheit festzuhalten, dieses Abhängigkeitsgefühl, diesen Gefühlswiderspruch, ja den Haß gegenüber europäischen Mächten, die sie früher beherrschten, lebendig zu erhalten. Alle europäischen Mächte werden von den Kommunisten als Imperialisten klassifiziert. Wir Sozialisten haben auf dem Schlachtfeld, wo Sozialismus und Kommunismus zusammenprallen, eine wichtige Position verloren, weil wir es versäumt haben, der jungen Generation, und im besondern den jungen unabhängigen Völkern, die Tatsachen über die imperialistischen Kräfte in der Welt von heute zur Kenntnis zu bringen.

Es ist nicht meine Sache, zu erzählen, in welcher Weise die Länder in Afrika und Asien erobert und verwaltet wurden, aber in den Vereinten Nationen nehmen wir zur Kenntnis, wie jedes Jahr ein oder mehrere frühere britische Territorien als unabhängige Mitglieder eintreten. Von jetzt an werden auch jedes Jahr frühere französische Gebiete Mitglieder werden, dazu auch der Belgische Kongo. Tatsache ist, daß diese Völker nach langem Leiden unabhängig geworden sind; in der UNO haben sie es nicht nötig, Wort für Wort zu wiederholen, was die Delegationschefs der früheren Kolonialmacht gesagt haben, noch müssen sie mit ihnen stimmen. Sie können mit ihnen diskutieren, sie können auch gegen sie stimmen.

Wo liegen also die afrikanischen Probleme? Es ist in erster Linie der *Analphabetismus*. In bezug auf Schulung muß in den afrikanischen Ländern ganz unten begonnen werden. Dieses Problem ist sehr eng mit dem lebenswichtigen Problem der Entwicklung der Landwirtschaft, des Dorfes überhaupt, verbunden. Die wichtigste Aufgabe besteht dabei in der Schaffung von dem, was wir in Israel «die Religion der Arbeit» nennen, das heißt den Stolz auf manuelle Arbeit. Wir in Israel haben glücklicherweise den schrecklichen Abgrund vermieden zwischen der Elite, das heißt denjenigen Menschen mit Schulung, einer höheren Schulung, und denjenigen, die gerade als

gut genug für die Besorgung der schmutzigen Arbeit befunden werden. In Afrika besteht eine weit verbreitete Verachtung der körperlichen Tätigkeit, und das bedeutet ein großes Problem.

Als ich die Universität von Dakar besuchte, fragte ich eine Gruppe von Studenten: «Welches wird euer Platz in eurem Lande sein, wenn einmal die Unabhängigkeit erreicht sein wird? Werdet Ihr arbeiten? Werdet Ihr in das Dorf zurückgehen, aus dem Ihr gekommen seid?» Sie schauten mich an, wie wenn ich aus einer andern Welt käme. Ins Dorf zurückgehen? Wir sind doch jetzt gebildet — und ich verstand sie. Sie können tatsächlich nicht in das heimatliche Dorf zurück — in Häuser ohne Licht und fließendes Wasser, einen Ort ohne jede kulturelle Aktivität. Kein Sozialist, der noch so schön predigt, wird sie in dieses Dorf zurückbringen.

Die Frage erhebt sich darum, wie wir unsern Freunden in Afrika helfen können beim Aufbau von Dörfern, in denen ein gebildeter junger Mensch leben kann. Darum sind Lesen- und Schreiben-Lernen, Bildung und eine Reform der landwirtschaftlichen Struktur nicht genug. Wir müssen das gesamte Leben des Dorfes und des Bauernhofes neu organisieren und revolutionieren; die genossenschaftliche Dorfsiedlung scheint wohl die beste Form, um ein modernes Wirtschaftsdorfleben zu erreichen.

Als ich in Ibadan war, sprach ich mit den Studenten und der Leitung der Universität über den gleichen Gegenstand. Der Premier, der der Diskussion beiwohnte, führte mir das gleiche Dilemma vor Augen. Er sagte: «Wir geben den jungen Dorfbewohnern auf Regierungskosten eine Ausbildung und dann bleiben sie in der Kapitale und warten auf einen Regierungsposten.» So kommen diese jungen Menschen zu Schaden, weil kein aufbauender Plan für ihre Ausbildung besteht und vor allem für ihr Leben nach der Ausbildung, und die Dörfer erleiden Schaden, weil sie ihr Jungvolk verlieren und das Dorf bleibt, was es ist. Darum müssen wir in solchen Ländern das Landwirtschaftsproblem mit Weitsicht, Strenge und Verständnis anpacken, gemeinsam mit der Frage der Massenerziehung.

Zweitens handelt es sich um die Frage der Hilfe. Wir können nicht — wenigstens ich kann es nicht — einer Mutter den Sozialismus predigen, deren Kinder nackt und mit aufgedunsenen Malariabäuchen herumlaufen oder die von Tuberkulose oder Trachoma geplagt sind. Meine sozialistische Pflicht ist in erster Linie, alles nur Mögliche zu unternehmen, damit diese Kinder genährt und gekleidet und gesund werden und ein Mindestmaß an Schulung erhalten.

Sozialisten sagen oft, daß sie der Hilfe, welche durch die Kanäle der UNO geleitet werde, den Vorzug vor anderen Hilfsformen geben. Das tun wir alle, aber das ist nicht genug. Wir können natürlich Geld durch die Kanäle der UNO schleusen, auch Techniker und Experten zur Verfügung stel-

len, und es gibt gute Männer und Frauen unter diesen. Aber die sozialistische Bewegung hat die besondere Aufgabe, dafür zu sorgen, daß Sozialisten als Experten in diese Länder gehen, nicht um Sozialismus zu predigen, sondern um ihr Ideal gegenseitiger Verantwortung zu verwirklichen. Was sonst bedeutet Sozialismus? Techniker, welche mit dem Gefühl der Überlegenheit in die Entwicklungsländer gehen und sagen: «Ich will dich etwas lehren, zu Hause machen wir das so und so», werden nicht viel ausrichten. Das Volk in Afrika (und überall in der Welt) hat das Recht, es selbst zu sein, so wie jeder von uns das Recht und die Pflicht hat, sich selbst zu sein. Wir können und sollen nicht versuchen, Europäer oder Amerikaner aus ihnen zu machen. Wir müssen versuchen, ihnen so zu helfen, wie sie sind, und ihre Persönlichkeit und Eigenart zu bewahren.

Natürlich weiß ich, daß sie dringend Kapital, finanzielle Hilfe brauchen. Die Sozialistische Internationale kann dieses Bedürfnis nicht befriedigen. Aber sicher gibt es unter uns Ärzte, Ingenieure, Architekten, Chemiker, Krankenschwestern, Mitglieder von allen Berufen, so gut wie Leute, die wissen, wie man Backsteine verlegt oder Straßen pflastert oder landwirtschaftliche Maschinen bedient. Diese Arbeitskraft müssen wir mobilisieren. Um auf die Vereinten Nationen zurückzukommen, so besteht eine allgemeine Neigung zu einem Ausspruch, den ich so zusammenfassen möchte: «Soll doch Dag (Hammarskjöld) das tun.» Jedes Problem, das unlösbar zu sein scheint, wird einfach dem Generalsekretär zugeschoben. Ich habe nichts gegen den Generalsekretär, aber es gibt für jedermann eine Grenze für das, was er zu erreichen imstande ist. Laßt uns darum nicht einfach sagen: «Lassen wir die Vereinten Nationen helfen.» Wir müssen den Mut haben, diesen Problemen ins Gesicht zu sehen, unsere Pflicht zu erkennen, jeden uns möglichen Beitrag zu leisten, ohne auf die UNO oder irgend jemand anders zu warten. Wir würden unserer einfachsten, elementarsten sozialistischen Pflicht untreu, wenn wir nicht einen besonderen Ausschuß einsetzten, der diese Frage gründlich studiert und einen praktischen Vorschlag macht in engem Kontakt mit den Asiaten und Afrikanern.

Diese neugeborenen unabhängigen Völker können weder 100, noch 50, noch 25 Jahre auf ihre Entwicklung warten. Und sie und ihre Führer schauen sich in der Welt um, um zu erkennen, welches das beste System für eine rasche Entwicklung ist. China gilt als Beispiel – und nicht nur in Asien. Ich sah chinesische Akrobaten in neuen unabhängigen afrikanischen Staaten auftreten. Sie fanden Beifall, weil sie ausgezeichnete Akrobaten sind. Aber mit ihnen kommt das Wort nach Afrika: «Unser Weg ist der richtige Weg. In Asien waren wir hungrig und unterentwickelt, und schaut uns jetzt an, schaut nach China, schaut, was wir geleistet haben.» Aber der Preis, den das chinesische Volk zahlte, wird nicht erwähnt, ebensowenig wie die Millionen von Russen, welche in den Konzentrationslagern und Gefängnissen zugrunde

gingen und als Preis gezahlt wurden für die Kollektivierung und andere Dinge, die in der Sowjetunion durchgeführt wurden. Die afrikanischen Führer schauen nach einem Weg aus, der sie rasch zum Ziele führt. Sie sagen: «Sollen wir Zeit verschwenden mit dem Unsinn von Demokratie, mit einer Opposition, mit dem Versuch, das Volk zu überzeugen?» Einer von ihnen, kein Kommunist, sagte zu mir: «Natürlich glaube ich an die Demokratie; sie ist der richtige Weg, aber nicht in den ersten Jahren. In den ersten Jahren kann man in einem Land wie dem unsrigen, das schnell entwickelt werden muß, einfach keine Zeit mit demokratischem Vorgehen verschwenden.»

Wenn ich ihm sagen würde, daß ich keine Diktatur oder Fast-Diktatur kenne, die in irgendeiner Weise die Demokratie vorbereitet habe, würde ihm das keinen Eindruck machen. Es ist natürlich, daß diese Völker ihr Land schnell aufbauen wollen, und entweder sind wir ihr Vorbild oder die andere Seite wird ihr Vorbild sein, ohne jede ideologische Diskussion.

Ich möchte hinzufügen, daß Israel eine sehr bescheidene Rolle in der Entwicklung Afrikas gespielt hat und noch spielt; ich weiß gut, *wie* bescheiden sie ist. Wir haben über hundert Techniker in Afrika – ich hoffe, daß ihre Zahl bis Ende dieses Jahres verdoppelt sein wird. Aber wenn wir imstande sind, eine wertvolle Aufgabe zu erfüllen, und wenn wir den Vorzug haben, in Israel viele Delegationen aus diesen Ländern zu empfangen – gewöhnlich zwei bis drei in einer Woche –, so sind meiner Meinung nach dafür zwei Gründe maßgebend:

Der erste Grund: Unsere landwirtschaftliche Organisation, unsere Kibbuzim und noch stärker, unsere Moshavim. Sie bilden für die Afrikaner ein wertvolles Musterbeispiel; nicht ein Beispiel, das sie einfach nachmachen sollen, aber eines, auf dem sie aufbauen und welches sie ihren Bedingungen anpassen können.

Der zweite Grund: Israel ist ein Land, in welchem in den zwölf Jahren seiner Existenz einige Schritte nicht nur zur wirtschaftlichen Entwicklung unternommen wurden, sondern große Massen von Menschen Aufnahme fanden aus Afrika und Asien, welche hier lesen, schreiben und arbeiten lernten, und außerdem lernten, Handarbeit nicht zu verachten. Zur gleichen Zeit waren sehr schwere finanzielle und Sicherheitsprobleme zu lösen. Das alles geschah unter einer freien demokratischen Regierung. Das scheint diesen Völkern sehr wichtig zu sein, und wenn es wirklich der Fall ist, ist diese Tatsache für uns als Sozialisten äußerst bedeutsam.

Darum will ich abschließend meinen Appell wiederholen, daß wir unsere Mitglieder ermutigen sollen, in die Entwicklungsländer zu gehen, nicht um Sozialismus zu lehren, sondern um ihn zu leben, um in diesen Ländern mit dem Volk als Freunde zu leben, als Brüder und Kameraden, um ihnen zu helfen, das Lebensniveau zu erreichen, dessen wir uns selbst erfreuen.